

Alba de Céspedes

Was vor uns liegt

ROMAN

INSEL



Alba de Céspedes

Was vor uns liegt

Roman

Aus dem Italienischen von
Esther Hansen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1938 unter dem Titel
Nessuno torna indietro bei Mondadori Editore, Mailand.

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung
des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten
und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo assegnato
dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione
Internazionale Italiano.

Erste Auflage 2025

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co.KG, Berlin, 2025

First published in 1938

© Arnoldo Mondadori S.p.A., Milano

© 2022 Mondadori Libri S.p.A., Milano

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung
des Originalumschlags von Pushkin Press, gestaltet von Jo Walker,

Foto: Mario De Biasi/Mondadori Portfolio/Getty Images, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64554-2

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co.KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Was vor uns liegt

I

Die Schwester las die letzten Worte des Abendgebets und die Mädchen antworteten leiernd im Chor: »So sei es.« Ein vor Ungeduld bebendes Schweigen trat ein; einige starrten versunken in die Flammen der Altarkerzen, andere wandten sich langsam zur Hintertür der Kapelle, wo ein Zeichen der Mutter Oberin sie gleich in die Freiheit entlassen würde. Sie sprachen kein Wort, wollten nur fort. Kurz darauf strömten sie hinaus und durchquerten in einer kompakten Reihe zu jeweils zweien das hohe Vestibül, wo das letzte Tageslicht auf dem Milchglas des Portals spielte.

Sie waren keine Kinder mehr, sondern junge Frauen in Alltagskleidern; am Fuß der Treppe zogen sie wie auf ein neuerliches Signal hin die Schleier vom Kopf und lösten die Reihe auf. Jäh verwandelte sich ihr Schweigen in emsiges Geschnatter, und das zunächst gedämpfte Gelächter erklang immer lauter und freier.

Sie sprachen über ihr Studium und die Professoren, manche tuschelten leise. Eine Schwester klatschte leicht in die Hände und sagte: »Genug jetzt, Töchter, geht hoch auf eure Zimmer.« Sie war die Einzige unter den Nonnen, der die Mädchen keine Widerworte gaben. Sie unterschied sich auch sonst von den übrigen Schwestern, war groß und schlank und noch jung, mit wohlklingender Stimme und weißen, schmalen Händen: Ihre Worte brachten die Mädchen zum Nachdenken; so dass sie unterdessen, ohne es zu wollen, gehorchten.

Einige stiegen gleich die Treppe hinauf; nur Vinca blieb stehen und fragte wie jeden Abend:

»Darf ich noch telefonieren, Schwester Lorenza?«

Ihre Freundinnen drehten sich um und lauschten gespannt; Valentina zog Vinca kräftig am Ärmel, so dass sie kurz schwankte.

»Für heute ist es zu spät, Vinca; du kannst morgen früh anrufen.«

»Aber ich ...«

»Morgen früh, habe ich gesagt. Geh jetzt ins Bett oder lernen.«

Die Freundinnen kicherten: »Ein Pech aber auch.«

»Sie ist ja nur sauer«, gab Vinca zurück, »weil sie selbst hier eingesperrt ist. Aber sei's drum, ich bin müde, ich geh schlafen.«

»Ich bin auch müde«, sagte Augusta. Mit ihren bestimmt dreißig Jahren war sie die älteste Studentin im Grimaldi: groß und dick, mit einer schwarzen Mähne krauser Locken. Sie verabschiedete sich von den Schwestern, hakte Vinca unter und gemeinsam gingen sie hinauf.

Indes schlängelte sich behände eine füllige Blonde durch die Gruppe und raunte einigen Mädchen zu: »Treffpunkt in der 63.«

Diese nickten flüchtig. Dann tauchten sie in das Halbdunkel der Korridore ein und verschwanden in ihren Zimmern.

In Zimmer 63 duftete es nach getrockneten Feigen; Silvia bekam sie körbewise aus Kalabrien geschickt und verwahrte sie auf ihrem Kleiderschrank: Wenn den Freundinnen nach einer Feige war, stiegen sie auf einen Stuhl und bedienten sich. Silvia lag auf dem Bett und sah aus, als ob sie schlief. Seit gut drei Jahren wohnte sie nun im Grimaldi und hatte

in dieser Zeit die Trauerkleidung nicht abgelegt. Die glanzlosen schwarzen Zöpfe trug sie eng am Kopf anliegend, und sie hatte olivbraune Haut und dunkle Augen, die mit leichtem Silberblick unter den schweren, fast ölig glänzenden Lidern hervorschauten.

Mit den ringsum an Haken aufgehängten schwarzen Kleidern schien die Trauer auf das Zimmer abzufärben, in dem die Mädchen sich nach dem Abendessen häufig zum Lernen trafen; eigentlich wären sie lieber schlafen gegangen, aufzubleiben kostete sie Mühe. Nur Xenia war niemals müde. Wenn sie sagte: »Los jetzt«, wagten die anderen nicht zu widersprechen.

Die Lampe hing tief über dem Tisch, an dem Valentina klamm vor Kälte in einem Buch las; es war Mitte November, der Winter versprach streng zu werden. Das Mädchen ließ das Buch sinken, wandte sich dem Bett zu und fragte: »Schläfst du, Silvia?«

»Nein. Ich denke nach.«

»Du hast geschlafen ...«

»Nein. Ich habe an das Dorffest gedacht, das bei mir zu Hause morgen gefeiert wird: Meine Mutter backt Pizza mit Rosinen, im Kamin brennt ein dickes Scheit Holz, und alle Cousins und Cousinen kommen zum Essen zu uns.«

»Wärst du gerne dabei?«

»Nein.« Dann setzte sie zögernd hinzu: »Ich weiß nicht so recht. Morgen schon. Für ein paar Tage vielleicht. Aber am Ende würde ich doch nur an euch denken und daran, was ich hier noch alles zu tun habe. Ich darf keine Zeit vergeuden.«

»Das stimmt«, pflichtete Xenia ihr bei, »manchmal werde ich nachts plötzlich ganz zappelig und kann nicht mehr schlafen, weil ich immer nur daran denke, dass ich hier in diesem Nonnenkäfig festsitze, während draußen das Leben vorbeii-

zieht und, wer weiß, vielleicht gerade das Glück daherkommt und ich es nicht ergreifen kann. Dabei müsste ich mich doch kopfüber hineinstürzen und es am Schopf packen. Nach Veroli gehe ich jedenfalls nie zurück, auf gar keinen Fall.«

Da kam Anna ins Zimmer und rief: »He, Mädels, habt ihr den Mond gesehen?« Sie trat ans Fenster und öffnete es. »Augusta ist schlafen gegangen, und Vinca durfte heute nicht telefonieren. Was gäbe ich nicht dafür, Spanisch zu können, dann würde ich verstehen, was sie Luis jeden Abend erzählt.«

»Was soll sie ihm schon erzählen?«, gab Xenia zurück: »Dasselbe, was wir erzählen.«

»Was wir *uns* erzählen und sonst niemandem«, korrigierte Valentina sie.

»Kommt Milly heute nicht? Und die Neue aus der 28?«

»Keine Ahnung«, antwortete Valentina, »Bescheid gesagt habe ich ihnen.«

»Milly behauptet immer, sie sei müde und gehe schlafen, aber dann liest sie noch bis spät nachts. Die Neue hat gesagt, sie käme, aber vielleicht macht sie es wie gestern Abend.«

»Ich versteh gar nicht, was sie hier tut«, warf Silvia vom Bett aus ein. »Sie hat kein einziges Buch mitgebracht; sie will angeblich Kunstgeschichte studieren, warten wir's ab, sie kann wohl Französisch und Englisch ... eben die Bildung von Leuten, die nichts können. Jedenfalls ist sie kein normales Mädchen. Ich mag sie nicht, ich finde, sie hat sich uns aufgedrängt.«

»Das stimmt doch gar nicht.«

»Und ob das stimmt. Sie ist die Einzige, der wir direkt nach ihrer Ankunft angeboten haben, bei uns mitzumachen. Sie hat sich ins Refektorium an den Tisch gesetzt und du, Xenia, hast zu ihr gesagt: ›Komm doch zu uns in die Literatur.«

»Bereust du es denn?«

»Das nicht, aber ...«

»Na also«, beendete Anna die Diskussion. »Jetzt seht euch nur den Mond an.« Und bevor die Übrigen noch etwas erwidern konnten, drehte sie das Licht aus.

Durch das zur Hälfte von einer Sichtblende verdeckte Fenster fiel der Mondschein herein und ergoss sich über den Fußboden. Valentina wurde von dem Strahl erfasst und stand schnell vom Tisch auf. »Wenn bei mir zu Hause Vollmond ist, gehen die Leute auf die Straße und singen«, sagte Silvia. Oberhalb der Blende sahen sie nur ein schmales Himmelsrechteck über den breiten braunen Baumwipfeln der Villa Borghese.

»Da gehen noch Menschen spazieren, um diese Uhrzeit«, stellte Valentina leise fest.

»Klar, freie Menschen«, merkte Xenia an.

Sie hatten immer noch das Licht aus, als Emanuela hereinkam und sie nicht sofort erkannte; sie glaubte sich im Zimmer geirrt zu haben und wandte sich mit einem »Oh! Entschuldigung« zum Gehen.

Doch Xenia hielt sie zurück: »Komm rein, wir sind's doch. Wir haben den Mond betrachtet. Du kannst ruhig Licht machen, wenn du willst.«

Emanuela blieb im Dunkeln stehen. Auch sie hätte sich auf ihrem Weg durch die Korridore gerne ans Fenster gestellt und hinausgeschaut, doch die großen Scheiben waren vergittert und mit Schlössern versehen.

»Was hast du hier zu suchen?«, fragte Silvia.

Emanuela hielt überrascht inne und wunderte sich, ob diese Worte ihr galten. Als die anderen schwiegen, antwortete sie pikiert: »Xenia hat mich eingeladen, und Valentina hat gesagt, ich solle hoch in die 63 kommen. Ich kann auch wieder gehen.«

»Sei nicht albern! Ich meinte: Warum bist du hier im Konvikt?«

»Warum bist *du* denn hier?«

»Ich studiere. Aber du musst dir dein Leben ja nicht selbst verdienen, warum kommst du dann her und isst Kohlsuppe, anstatt einfach zu Hause zu bleiben?«

Wie zur Entschuldigung sagte Emanuela: »Das ging nicht.« Und fügte auf die fragenden Blicke der anderen hinzu: »Meine Eltern sind verreist. Nach Amerika.«

»Nach Amerika?«, staunte Xenia. »Dann sind sie richtig reich.«

»Jetzt verstehe ich langsam«, meinte Silvia.

»Nach Amerika ...«, wiederholte Valentina und betrachtete versunken den Vorhang, der sich im Abendwind blähte.

Bei der Stimme der Schwester zuckten alle zusammen. Schnell machten sie Licht und schlossen das Fenster. Durch die Flure hallte monoton ihr stumpf wiederholter Ruf: »Licht! ... Licht! ...«, und das I dehnte sich zu einem langen Klagelaut.

Anna schob die Stühle an den Tisch. Valentina ergriff eine Petroleumlampe aus dem bunten Sammelsurium im Regal.

»Was machst du?«, fragte Emanuela.

»Hast du nicht gehört? Sie hat ›Licht‹ gerufen.«

»Ja, und?«

»Stimmt, du wohnst ja im Erdgeschoss wie Milly, eure Zimmer sind teurer, dafür stellen sie euch abends den Strom nicht ab. Wenn wir hier nach zehn noch lernen wollen, müssen wir uns anders behelfen. In einer Minute wird es auf der ganzen Etage dunkel.«

»Und auf den Fluren?«

»Auch.«

»Warum?«

»Weil Licht Geld kostet und die Schwestern sparsam sind.«

»Wahre Geizhalse«, ergänzte Xenia.

Emanuela fragte: »Und wie soll ich nachher den Weg nach unten finden?«

»Mach es einfach wie wir, indem du dich an den Wänden entlangtastest. Oder wir leihen dir eine Kerze«, antwortete Xenia. »Jetzt wird gelernt. Nimm dir ein Buch, oder warte: Ich werde dir etwas Passendes heraussuchen. Hier, nimm: die italienischen Dichter des *Dolce stil novo*. Einverstanden? Setz dich hin und tu so, als würdest du lesen, sonst schickt sie dich auf dein Zimmer.«

»Wer?«

Noch bevor Xenia antworten konnte, sprang wie durch einen Windstoß geöffnet die Tür auf. Im Rahmen stand eine schwächliche Nonne, dünn und blass, mit dicken Brillengläsern, die jeden Ausdruck ihrer wimpernlosen Augen unmäßig vergrößerten. »Schwester Prudenzina! Schwester Prudenzina!«, feixten die Mädchen. Die Nonne blieb reglos mit der Hand am Türgriff stehen und ließ ihren Blick argwöhnisch durch den Raum schweifen – bis unters Bett –, ob es etwas Ungewöhnliches oder gar Schuldhaftes zu entdecken gäbe. Emanuela musste an ihren Einzug vor wenigen Tagen denken, als ebendiese Schwester beim Anblick ihrer geschminkten Lippen gesagt hatte: »Das Rot im Gesicht muss weg.«

»Was tun Sie hier oben?«, fragte die Nonne nun. »Ich schalte jetzt das Licht ab, gehen Sie auf Ihr Zimmer.«

»Nein, Emanuela bleibt bei uns, sie muss noch lernen. Gehen Sie, gehen Sie nur, Schwester Prudenzina, Hüterin der Nacht. Wissen Sie, wie wir Sie nennen? Die Lichthalterin.«

Unter dem Gelächter der anderen trat Xenia an sie heran, um ihrem Ärger Luft zu machen: »Gehen Sie ruhig und stellen Sie das Licht ab: Für heute haben wir ja die Petroleum-

lampe, und wenn morgen das Geld nicht reicht, eine Kerze. Aber wenn wir hier erst einmal raus sind ...«

Silvia fiel ihr ins Wort: »Sei still, Xenia, heute haben wir es doch gut, der Mond scheint.«

»Stimmt, der Mond. Den können Sie nicht abschalten, nicht wahr, Schwester Prudenzina? Versuchen Sie doch mal, den Mond abzuschalten.«

Die Ordensschwester sah sie scharf an. »Ihr frechen Mädchen«, sagte sie dann in gutmütigem Tonfall und entfernte sich.

Emanuela wandte sich staunend an Xenia: »Spinnst du? Du bist doch nicht im Gefängnis! Warum redest du so?«

»Weil sie eine Hexe ist. Als ich neu hier war, reichte mein Geld nicht mal für eine Kerze. Auch wenn das außerhalb deines Vorstellungsvermögens sein mag. Und sie hat mir nicht mal einen Kerzenstummel geschenkt.«

Draußen erklang wieder der Ruf: »Licht!«, das I noch langgezogener als sonst; dann versank das Zimmer in Dunkelheit, bis der tranige Schein der Öllampe sich über Tisch und Bücher breitete.

Anna sagte zu Xenia: »Jetzt beruhig dich wieder, für dich sind es doch eh nur noch ein paar Tage. Da solltest du dich lieber aufs Lernen konzentrieren.«

Emanuelas Buch war auf der Seite mit einem Gedicht von Guido Guinizelli aufgeschlagen. Sie hatte überhaupt keine Lust zu lesen. »Warum sie mir wohl gerade dieses Buch gegeben hat ...«, überlegte sie. Sie beobachtete die anderen Mädchen, die aufrecht über ihren Büchern saßen, und tat so, als würde sie auch lernen. Zumindest sollte Silvia das glauben. Sie warf ihr verstohlene Blicke zu; doch Silvia schlief, ihr Körper ein schwarzer Fleck auf der weißen Bettdecke.

Jeden Abend nahm sich Emanuela vor, nicht nach oben zu gehen, denn sie fürchtete sich vor dem einsamen Rückweg in ihr Zimmer. Sie brachte es nicht über sich, nach einer Kerze zu fragen. Die anderen liefen mit schlafwandlerischer Sicherheit durch das dunkle Gewirr aus Treppen und Fluren, wichen routiniert allen Hindernissen aus, wussten, wie viele Stufen das eine Stockwerk vom anderen trennten, und zählten beim Hinauf und Hinab leise mit: eins, zwei, drei, vier ...

Doch zur verabredeten Zeit schloss sie sich doch ihren neuen Freundinnen an, die sich bei einer von ihnen trafen; alle Zimmer sahen gleich aus, unterschieden sich nur durch den Geruch. Anfangs unterhielten sie sich, rauchten, was streng verboten war, und beugten sich schließlich über die Bücher. Auch Emanuela lernte nun jeden Abend.

Doch wenn sie dann mit ruhiger Stimme »Gute Nacht« gesagt hatte, stand sie plötzlich allein in der Dunkelheit. Heiß fühlte sie das Blut durch ihre Adern pulsieren und sie war schweißgebadet.

Vorsichtig tat sie ein paar Schritte, denn die Furcht, die Freundinnen könnten jeden Moment aus dem Zimmer kommen und sie dort vor Schrecken gelähmt stehen sehen, war größer. Sie ging nur auf Zehenspitzen, damit kein Laut zwischen den hohen Wänden widerhallte. »Den nächsten Flur rechts, dann wieder links; und wenn ich einem Geist begegne? Da ist die Treppe: eins, zwei, drei, vier ... Wenn sich plötzlich eine eisige Hand auf meine Schulter legt? Jetzt der Treppenabsatz, vorsichtig mit dem Fuß tasten, dann die nächste Treppe, eins, zwei, drei, vier ...« Sie streckte den Arm aus, um mögliche Gefahren abzuwehren. Dann überkam sie jäh die Angst, in einen glitschigen, kalten Leib zu greifen, und sie zog die Hand rasch wieder zurück. Sie blieb stehen und starrte mit aufgerissenen Augen in die Finsternis, spürte, wie

sich in ihren Eingeweiden ein Angstschrei zusammenballte, ihre Kehle war wie ausgedörrt, sie drohte zu ersticken. Das Herz wollte ihr in der Brust zerspringen. Sie versuchte sich Mut zu machen: »Ich habe nichts Böses getan, nichts Böses.« Dann fiel ihr die Lüge ein, diese schreckliche Lüge. Sie hätte es den Mädchen erzählen müssen, hätte sagen müssen: »Ich bin nicht die, für die ihr mich haltet, ich verdiene euer Vertrauen nicht. Wollt ihr wissen, wer ich wirklich bin? Soll ich euch von Stefano erzählen? Alles, was ich euch gesagt habe, war gelogen.« Ich gehöre zu ihnen, ich weiß alles von ihnen – obwohl sie sonst so verschlossen sind –, aber von mir wissen sie nichts. An meinem Geburtstag, im Zimmer, ein riesiger Blumenstrauß: Sie hatten sich hinter der Tür versteckt, um mich zu überraschen. Dann kamen sie jubelnd herein, küßten und umarmten mich. Sie mögen mich, aber wen mögen sie da eigentlich? Wer bin ich wirklich? Aber ich tue nichts Böses, nichts Böses.

Mit dieser Gewissheit ging sie weiter; doch als sie um die letzte Ecke bog, glaubte sie Schritte oder ein Knacken zu hören. Sie presste sich eng an die Wand, wagte nicht, weiter zu ihrem Zimmer zu gehen. »Bestimmt erwartet er mich schon, fahl wie ein Gespenst, um mich zu packen und zu würgen.«

Sie beruhigte sich erst, als sie die Zimmertür hinter sich geschlossen und Licht gemacht hatte: Dort auf dem Bett lag noch ihr Nachthemd von heute Morgen, da ihre Bücher, die Fotografien. Mit schweißnasser Stirn ermahnte sie sich: »Sei nicht albern. Gespenster gibt es nicht. Und hinter der Wand liegt Milly und schläft.«

Milly studierte Musik. Da sie es am Herzen hatte, saß sie zum Lernen immer auf ihrem Zimmer im Lehnstuhl. Manchmal kam sie nicht einmal zum Essen ins Refektorium. »Es

geht ihr nicht gut«, sagten die Schwestern dann und schüttelten bekümmert den Kopf.

Einmal hatte Emanuela den breiten, schleppenden Klang des Harmoniums aus dem Hof heraufhallen hören. Die anderen Mädchen waren unterwegs, in der Universität oder in der Bibliothek. Sie lag in ihrem Zimmer auf dem Bett und dachte nach. Eine Nonne konnte es nicht sein, denn was da erklang, war keine geistliche Musik, sondern ein deutsches Lied. Neugierig blickte sie in den Hof hinunter, der vor lauter wildem Wein rot zu leuchten schien, und sah, dass zwei Fenster der Sakristei offen standen. Kurz darauf betrat sie die Kapelle. Niemand zu sehen. Als sie vorsichtig um den Altar blickte, erkannte sie am Harmonium Milly mit den langen blonden Zöpfen, die ihr über den Rücken fielen. Sie waren Zimmernachbarinnen, hatten aber noch nie miteinander gesprochen.

Als Milly sie hörte, fuhr sie zusammen und drehte sich um.
»Spiel weiter«, bat Emanuela.

Milly errötete und fragte: »Du bist doch die aus der 28, nicht wahr?« Um dann einzuräumen, dass auch sie sie schon belauscht hatte: »Gestern Abend habe ich dich weinen hören.« Sie winkte die Zuhörerin heran und nahm ihr Spiel wieder auf.

Seitdem klopfte Emanuela morgens nach dem Aufwachen an die Wand, woraufhin Milly, die schon seit Stunden lernte, direkt aufstand und das Pochen erwiderte. Bislang hatte Milly sich abseits gehalten, doch nun suchte sie Emanuelas Nähe und lud sie in ihr Zimmer ein: Sie erzählte von sich und warum sie Mailand und das Haus des Vaters verlassen hatte.

»Ich hatte mich in das Orgelspiel von San Babila verliebt, das immer zur Vesper erklang. Eines Abends war ich aus der Kirchenbank aufgestanden, als wollte ich zur Beichte gehen, und war eine kleine Holzterrasse hinaufgestiegen bis zur Orgel-

empore. Warst du schon mal da oben? Die Musik ist ohrenbetäubend. Der Organist war grau, komplett grau, und trug schwarze Brillengläser. Er war blind. Aber seine Hände hättest du mal sehen sollen! Also schaute ich ihm jeden Abend beim Spielen zu, während die Gemeinde unten sang. Später verließen die Leute die Kirche und die Lichter gingen aus. Beim Hinuntersteigen legte er auf der Treppe die Hand auf meine Schulter.«

Sie blickte ins Leere und sah mit ihren hellen Augen selbst aus, als wäre sie blind. »Im Mai sind wir mittags einmal in den Königlichen Gärten spazieren gegangen. Kennst du Mailand? Den großen Park? Den musst du dir anschauen. Dort gibt es einen kleinen See mit einem Tempel und riesigen Bäumen ringsherum, angeblich ist dort schon Foscolo spazieren gegangen. Da mein Begleiter ja nichts sehen konnte, habe ich ihm alles beschrieben: »Jetzt färbt sich der ganze Himmel rosa« oder »Jetzt ist es dunkel«. Als Papa von unseren Treffen Wind bekam, beförderte er mich innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach Rom. Aber ich bin nicht unglücklich hier: Ich kann auf dem Harmonium spielen und ihm Briefe schreiben, mit dieser Lochtafel, in der Brailleschrift, die wurde extra für Blinde erfunden. Ich beherrsche sie schon ganz gut, und er fährt beim Lesen mit den Fingern über die Punkte, so, siehst du?« Und dabei strich sie leicht über Emanuelas Hand.

An diesem Abend saß Milly im Lehnstuhl und lernte, als Emanuela hereingestürzt kam, die Tür hinter sich schloss und sich mit keuchendem Atem an sie lehnte; besorgt fragte Milly: »Was hast du?«

»Abends graut es mir immer auf den Fluren. Ich traue mich gar nicht in mein Zimmer, aus Angst, dass dort jemand auf mich wartet. Entschuldige, ich bin ganz durcheinander.«

Sie hockte sich vor Milly auf den Teppich und fragte mit Blick auf das Buch: »Was lernst du da?«

»Harmonielehre. Weißt du was, Emanuela, geh doch abends einfach nicht nach oben.«

»Das geht nicht«, erwiderte Emanuela.

Sie hatte ihren Kopf in Millys Schoß gebettet und ließ sich von ihr über Stirn und Haare streicheln; langsam beruhigte sie sich. In ihrem Zimmer schien die Vergangenheit sie wieder einzuholen: die alten Briefe in den Schubladen, die Fotos, ihre Kleider – alles erinnerte sie an die Erlebnisse früherer Tage. Die neuen Freundschaften hingegen schenkten ihr eine andere Persönlichkeit, in die sie hineinschlüpfen konnte wie in einen neuen Rock.

»Ich brauche das«, wiederholte sie, »ich fühle mich sonst so eingesperrt, wie im Gefängnis, verstehst du, ich halte das nicht aus.«

»So geht es am Anfang allen: Ihnen fehlt die Luft zum Atmen. Bei mir war das anders, ich war es gewohnt, mich Menschen unterzuordnen. Du kennst meinen Vater nicht, das ist schwer zu erklären. Hier atme ich freier, obwohl ich eingesperrt bin. Aber du ... Du solltest nicht so viel Zeit auf deinem Zimmer verbringen. Du musst mehr raus, geh mit deinen Freundinnen zur Universität oder in die Stadt. Ich würde dich gerne begleiten, aber ich bin noch zu schwach dafür. Du solltest mehr mit Xenia unternehmen; oder mit Vinca, die nimmt das Leben leicht. Wenn du nicht zu mir, sondern zu Vinca gegangen wärst, hättest du bestimmt nicht geweint.« Doch Emanuela schüttelte den Kopf: Niemand konnte ihr helfen, auch Vinca nicht.

Vinca führte jeden Abend ihre Telefongespräche, während Schwester Lorenza ungeduldig vor ihr auf und ab lief und